Michael Niavarani

Ein Trottel kommt selten allein

Amalthea

Michael Niavarani

Ein Trottel kommt selten allein

Bildnachweis

KHM-Museumsverband (42, 256, 340), Bildvorlagen aus dem Archiv des Amalthea Verlages (48, 64, 88, 89, 230), Bridgeman Images (74), Österreichisches Staatsarchiv/Haus-, Hof- und Staatsarchiv (75), IMAGNO/Austrian Archives (111, 146), Erich Lessing/picturedesk.com (312), Science Source/PhotoResearchers/picturedesk.com (317)

Aus dem Privatbesitz von Michael Niavarani:
Sonnenuntergang am Neusiedler See (10)

Thesaurus Pauperum. Einn fürtrefliche und volkomne Haußapoteck / gmeiner gbreuchlicher Artzney / zu ieden leibsgebrechen / für all getrewe leibärzt / fürnemlich aber für dz armlande volck / unnd gemeynen man. Von Hieronymo Braunschweig antaggeben. Franckfurt Chr. Ege. 1537 (282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 290)

Alt- und Neues Wien, Oder Dieser Kayserlich- und Erz-Lands-Fürstlichen Residenz-Stadt Chronologisch- und historische Beschreibung Von den mittleren- Biß auf gegenwärtige Zeiten. Anderer Theil. Aus verschiedenen bewehrten Auctoribus, und andern sicheren Nachrichten, zusamm getragen, und mit mehreren Kupfern herausgegeben; Von P. Mathia Fuhrmann. Wien/Linz 1739 (296, 297, 298, 299, 300)

Der Verlag hat alle Rechte abgeklärt. Konnten in einzelnen Fällen die Rechteinhaber der reproduzierten Bilder nicht ausfindig gemacht werden, bitten wir, dem Verlag bestehende Ansprüche zu melden.

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT
Umschlagabbildungen: Vorderseite: Der Hofnarr Stanczyk (1480–1560)
© IMAGNO/Austrian Archives. Rückseite: © Jan Frankl
Lektorat: Martin Bruny
Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der Goudy Old Style 11,25/14,5 pt
Gedruckt bei Christian Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

ISBN 978-3-99050-066-8
eISBN 978-3-903083-67-7

Inhalt

I
Nächtliche Begegnung, unter anderem mit einem Igel

II
Agrippina, die Witwe von Ephesus

III
Nächtliche Begegnung, bei der es zur Obduktion eines Witzes kommt

IV
Narrheiten

V
Nächtliche Begegnung auf der Schaufel des Todes

VI
Um Gottes willen

VII
Nächtliche Begegnung mit einer grauen Zukunftsvision

VIII
Die Doppelgänger

IX
Nächtliche Begegnung mit einem schwarzen Huhn am Kopf

X
Aus Liebe zu Shakespeare

XI
Nächtliche Begegnung, diesmal sehr kurz

XII
Die letzten 24 Stunden

XIII
Am nächsten Morgen

Danke!

Das ist ein hässliches Gebrechen,
wenn Menschen wie die Bücher sprechen.
Doch reich und fruchtbar sind für jeden
die Bücher, die wie Menschen reden!

Oscar Blumenthal, 1897

I

Nächtliche Begegnung, unter anderem mit einem Igel

Wie so oft fiel es mir schwer, einzuschlafen. Selten kommen Schafe an mein Bett, die gern wissen würden, wie groß ihre Zahl ist. Schäfchenzählen. Ich habe es versucht. Davon werde ich jedoch noch wacher. Es hat auf mich eine ähnliche Wirkung wie ein doppelter Espresso. Ich möchte unbedingt wissen, wie viele Schäfchen es insgesamt sind. Ist es eine kleine Herde oder eine wahre Völkerwanderung von Schäfchen? Außerdem komme ich regelmäßig durcheinander, weil sie natürlich herumlaufen, wie sie wollen, und ich manche doppelt zähle. Dann muss ich von vorne beginnen, und im Handumdrehen ist es sechs Uhr früh.

Schäfchen besuchen mich, wie gesagt, kaum, wohl aber ganze Herden von Gedanken, die sich damit beschäftigen, was ich tagsüber alles erledigen hätte sollen. Wo sind diese Gedanken am Nachmittag, wenn ich sinnlos auf der Couch liege und mich durch die nachmittägliche Ideenlosigkeit des Fernsehens zappe? In der Nacht aber, da melden sie sich. Eine eigenartige Form liegender Geschäftigkeit: hellwach und hundemüde. Was genau steckt hinter einer solchen Eigenart, worin liegt der evolutionäre Vorteil, wenn man nicht einschlafen kann und mitten in der Nacht eine ganz klare Liste von zu erledigenden Dingen vor Augen hat, die einem den ganzen Tag nicht einmal im Traum eingefallen wären? Leider kann man sich nicht zum Einschlafen zwingen, wie man sich zum Beispiel zum Fasten oder Sporteln zwingen kann. Das gelingt zwar auch höchst selten, aber das Einschlafen unterliegt grundsätzlich nicht unserem Willen. Schade eigentlich.

Diesmal waren es jedoch keine unerledigten Aufgaben, die mich heimsuchten, sondern erste Sätze. Dummerweise hatte ich ein Buch mit Interviews großer Schriftsteller neben meinem Bett liegen. Ich wollte noch ein wenig darin lesen, war jedoch viel zu müde. Ich schlug das Buch auf, und die Augen fielen mir zu. Sehr verschwommen konnte ich nur noch einen einzigen Satz lesen: »*Das Wichtigste für ein gutes Buch ist der perfekte erste Satz*.«

Ich war einfach zu müde. Schon im Dahindämmern klappte ich das Buch wieder zu, legte es neben mein Bett, knipste die Lampe aus, drehte mich zur Seite – und war hellwach. Ich brauche für mein neues Buch den perfekten ersten Satz. Alles hängt davon ab. Der grandiose Einstieg! Und plötzlich tauchten aus meinem Unterbewusstsein oder wer weiß woher erste Sätze auf:

Von Alkohol und Kokain gezeichnet, griff der Oppositionsführer zur Waffe und schoss mit einer Spritzpistole auf den Bundeskanzler.

Aufgeregt öffnete er der Prostituierten die Wohnungstür und konnte es nicht fassen: Er stand seiner Tochter gegenüber.

Nach dreiundzwanzig Jahren Reise durch unsere Galaxie landete die amerikanische Raumkapsel Hope endlich auf dem Planeten XCFN377; nach wenigen Stunden sandte sie das erste Bild zur Erde: Unter einem roten Stein sah man ganz deutlich ein iPhone hervorlugen.

Von der Kugel getroffen, sank sie zu Boden, es wurde dunkel um sie, und plötzlich ging sie durch einen Tunnel auf das weiße Licht zu, von wo sie eine Stimme hörte: »Ich kann schon das Kopferl sehen!«

Es war sein erster One-Night-Stand. Er lag gefesselt auf dem Bett, und als er sah, wie die feste, sportliche Blondine mit dem großen Adamsapfel im Bad ihre Perücke abnahm und nach dem Messer griff, war ihm klar, dass es auch sein letzter war.

Nachdem sie miteinander geschlafen hatten, zog sie ihr Hochzeitskleid hastig wieder an und stieg aus dem Auto, nicht ohne Robert vorher zu sagen: »Ich hab die Pille abgesetzt. Ich liebe dich, wir sehen uns nach den Flitterwochen!«

Von Satz zu Satz wurde es mir unmöglicher, an Schlaf zu denken. Also schlich ich vorsichtig aus dem Schlafzimmer unserer kleinen Badehütte, ohne das Licht anzumachen, um meine Frau nicht zu wecken. Mein rechtes Schienbein und das Abstelltischchen hielten so viel Rücksicht für übertrieben. Sie stießen gegeneinander. Meine Frau schreckte auf. Ich hielt kurz den Atem an. Sie schlug ihre Augen auf, ich flüsterte eine Entschuldigung, sie drehte sich murrend zur Seite und schlief gleich wieder ein.

Schuldbewusst nach allen Richtungen arbeitete ich mich bis auf die Terrasse vor, setzte mich an den Gartentisch und zündete mir eine Zigarette an – noch immer in völliger Dunkelheit, um nicht auch noch die Nachbarn zu wecken. Kein leichtes Unterfangen, denn burgenländische Badehütten sind sehr soziale Wesen. Sie stehen gerne eng beieinander und treten vorwiegend in Kolonien auf. Vermutlich damit ihnen im Winter nicht so kalt ist, wenn sie verlassen in der Gegend herumstehen. Sie sind auch alle miteinander verwandt. Zumindest sehen sie einander sehr ähnlich. Nein, sie sehen einander nicht ähnlich, sie gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Es kann bereits in leicht angetrunkenem Zustand vorkommen, dass man erst im Bett im Schlafzimmer draufkommt, man hat die falsche Hütte betreten. Aber auch nur, weil man der eigenen Frau zärtlich über die Wange streicht und feststellt, sie trägt den gleichen Vollbart wie der Nachbar.

Unsere Kolonie jedenfalls steht am Neusiedler See. Es war ein Uhr nachts, und ich versuchte, leise zu atmen. Plötzlich ein lautes Rascheln im Gebüsch. Das musste unser befreundeter Igel sein. Er kommt gelegentlich, um an den Küchenabfällen zu naschen. »Auch nachtaktiv«, murmelte ich halb anerkennend, halb ängstlich. Ob er wohl zu mir kriechen und sich mit seinen Stacheln an meinen Beinen reiben würde? Da fiel mir noch ein guter erster Satz ein.

Irren ist menschlich, dachte der Igel und sprang von der Bürste.

Nur in Unterhose und T-Shirt, hatte ich nicht wirklich Angst vor dem Igel, aber ein Gefühl des Unbehagens hatte sich breitgemacht. Licht kam nicht infrage, ich wollte kein Gespräch mit einem geweckten Nachbarn riskieren. Der Igel machte zunehmend seltsame Geräusche. Ein leises, pfeifendes Krachen war zu hören. War das ein Furz? Mein Gott, warum muss denn der Igel so furzen? Noch einer. Und ein dritter! Schon hatte ich ein schlechtes Gewissen. Ich hätte heute Nachmittag den angeschimmelten Karfiol nicht einfach so ins Gebüsch werfen dürfen. Jetzt hat er davon gefressen und muss furzen. Armes Tier!

Wenige Sekunden später zündete sich der Igel eine Zigarette an. Ich wusste nicht recht, wie man auf einen furzenden, rauchenden Igel in dunkler Nacht am besten reagiert, darüber hatte ich noch nichts in einer *Universum*-Sendung gesehen. Also räusperte ich mich, ganz leise.

Da kam der Igel ungeniert mit seiner Zigarette in der Hand hinter der Gartenhecke hervor und entpuppte sich als mein Nachbar Andreas. Mir fiel kein Stein vom Herzen.

Andreas ( )
Kannst du auch nicht schlafen?
Ich ( )
Nein. Ich rauche noch eine!

Ich hab mich schon gewundert. Ich dachte, es ist der Igel.

Ja, ich auch.

Kein Wort über den Furz. So gut kannten wir einander noch nicht. Es reichte gerade zum Du.

Hast du das öfter?

Ja. Ich weiß auch nicht, warum. Ich bin den ganzen Tag hundemüde und dann in der Nacht hellwach.

Kenn ich. Geht mir genauso.

Woran das wohl liegen mag? Ich denke, bei mir ist es der Lebensrhythmus des Theatermenschen. Die höchste Konzentration des Tages habe ich um zwanzig Uhr, wenn die Vorstellung beginnt. Und ich mach das seit meinem siebzehnten Lebensjahr.

Vielleicht bin ich auch Theatermensch und weiß es gar nicht.

Nach einem bemühten Lachen von uns beiden geriet die Konversation ein wenig ins Stocken. Und was machen zwei Männer, wenn sie nicht wissen, worüber sie reden sollen? Sie trinken.

Soll ich dir ein Bier holen?

Nein danke, ich … Oder ja, ich schau einmal, ob wir noch eines im Kühlschrank haben. Soll ich auch ein bisschen Käse und Salami mitbringen?

Kein Problem, ich hab mir ein zweites mit heraus genommen. So spät soll man ja nichts mehr essen.

Er hatte wohl damit gerechnet, noch länger nicht schlafen zu können. Er reichte mir seine zweite Flasche Bier. Ich fuchtelte damit etwas seltsam durch die Dunkelheit, im verzweifelten Versuch, anzustoßen, ohne anzustoßen. Wir wollten ja keinen Anstoß erregen. Andreas prostete unbestimmt in die Gegend …

Friede den Hütten!

Und Krieg den Gelsen!

Der Weg zum Mund war dann kein Problem. Während wir das kalte Bier genüsslich die Kehle runterlaufen ließen, dachten wir wohl beide daran, dass unser Trinkspruch dem vermeintlichen Furz des Igels an Peinlichkeit um nichts nachstand.

Woran arbeitest du gerade? Wieder ein neuer Shakespeare?

Er wusste offenbar mehr über mich als ich über ihn. Ein Gefühl, das mir grundsätzlich nicht fremd, aber dennoch nicht immer angenehm ist. Ich versuche stets, im Kontakt mit Menschen, die mich von der Bühne oder vom Fernsehen kennen, normales, antiprominentes Verhalten an den Tag zu legen. Ich stelle mich auch neuen Menschen immer vor. Manchmal führt das zu einem Missverständnis. Sie denken dann, ich glaube, sie wüssten nicht, wer ich bin,

und mein Versuch, wie ein normaler Mensch zu wirken, macht mich erst recht zu einem arroganten Promi.

Nein, nein – momentan kein Shakespeare. Ich hab vor Kurzem mit meinem neuen Buch begonnen.

Ah! Worum geht’s?

Alles Mögliche. Kurzgeschichten.

Und wovon handeln die?

Breit gefächert.

Ich hatte gerade keine Lust, ihm meine Ideen zu erläutern. Es war noch etwas Zeit bis zum Abgabetermin, und ich hatte sehr viele Einfälle, wusste aber noch nicht, wie mein neues Buch tatsächlich aussehen würde. In Wahrheit wusste ich über mein neues Buch noch gar nichts. Außer, dass ich zu viele Einfälle hatte. Vielleicht konnte ich deswegen nicht schlafen, Theatermensch hin oder her. Zahlreiche Geschichten und Figuren rumorten in meinem Kopf, wollten irgendwie hinaus, wollten frei sein. Nur um gleich wieder zwischen zwei Buchdeckeln begraben zu werden.
Ohne Frage, die Nacht würde schlaflos werden. Also wäre es vielleicht gar keine so schlechte Idee, die eine oder andere Geschichte meinem Nachbarn zu erzählen, zu schauen, wie weit sie tragen, ob sie überhaupt was taugen. Zu meiner Frau könnte ich sagen, ich hätte die ganze

Nacht gearbeitet, und sogar ich selber würde mir das abnehmen. Aber irgendwie war mir nicht danach. Mein Nachbar nahm mir jedoch die Entscheidung ab.

Soll ich dir einen Witz erzählen?

Nein. Um Gottes willen. Bitte nicht.

Wieso, du bist doch Komiker.

Eben. Das ist schrecklich. Das ist, wie wenn man einem Koch ein Rezept vorliest. Oder einem Astronauten erzählt, dass man sich so schwerelos fühlt, wenn man einen Joint geraucht hat. Ich kenne einen Gehirnchirurgen, der ist bei dem Film *Hannibal* während der Szene, in der der Kannibale dem Opfer den Kopf aufsägt und das Hirn isst, vor Langeweile eingeschlafen.

Wie traurig. Ich meine, worüber lacht dann ein Komiker? Wie kann man einen Komiker erheitern?

Schwer, sehr schwer. Da gibt es eine Geschichte von einem italienischen Harlekin, einem Clown aus dem 18. Jahrhundert: Carlino – ein großer Star in Paris, 1783 gestorben. Er war ein hypochondrischer Melancholiker, dessen einziger Grund, sich nicht umzubringen, seine Angst vor dem Sterben war. Er hat über vierzig Jahre lang die Menschen zum Lachen gebracht. Eines Tages hörte Carlino, in Paris sei ein neuer Arzt angekommen. Er suchte ihn unverzüglich auf, in der Hoffnung, dieser könne ihn von

seiner Not befreien. Der Arzt erkannte den großen Spaßmacher nicht, und weißt du, welchen Rat er ihm gegeben hat? Ihm sei nur eine Methode gegen die schwarze Galle bekannt, mit der schon Erfolge erzielt worden seien: ausgiebiges Lachen. Er solle doch zu Carlino in die Vorstellung gehen, und zwar so oft wie möglich. Darauf sagte der todtraurig: »Das würde ich ja gerne machen, aber ich selbst bin ja dieser Carlino.«

Mein Gott, das ist ja rührend.

Rührend? Das ist herzzerreißend!

Also pass auf: Der Witz. Ein Mann kommt nach der …

Ich erzähl dir lieber etwas über mein Buch!

Also schön – aber danach der Witz …

Schauen wir einmal. Wir müssen ja irgendwann auch schlafen gehen … Also, der Titel wird lauten: *Ein Trottel kommt selten allein*.

Mein Freund musste lachen.

Warum kommt ein Trottel selten allein?

Diese Frage möchte ich gerne an den Anfang stellen, da mir nichts leichter fällt als ihre Beantwortung. Und zwar mit einem Sprichwort. Normalerweise sind mir Sprichwörter ja suspekt und lösen bei mir den unwiderstehlichen Drang aus, sie zu verdrehen, ihren Sinn, der oft als Handlungsanweisung mit der Autorität von Jahrhunderten daherkommt, zu verballhornen oder umzudrehen. So kam es ja auch zum Titel meines letzten Buches: *Der frühe Wurm hat einen Vogel*. Sprichwörter werden gerne auch Volksweisheiten genannt, und die Weisheit des Volkes ist ein weites Feld, das …

… wir jetzt nicht beackern wollen. Die Nacht ist finster genug.

… das meist brachliegt, hätte ich sagen wollen. Du hast natürlich recht. Ich habe mich ein wenig verrannt, aber Sprichwörter ärgern mich, und wenn sie auch oft einen Kern von Wahrheit enthalten mögen: Für den Einzelfall sind sie wenig hilfreich. »Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht«, zum Beispiel, hilft mir persönlich gar nicht weiter, weil ich trotzdem keine Antwort auf die Frage bekomme, wie weit ich mit meinen Scherzen gehen darf oder wann ich mit dem Trinken aufhören soll, wenn ich (der Krug) auch nach dem siebenten Gang zum Brunnen (in dem Fall Bier) noch nicht (er-)breche.

Ja, oder: »Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.« Das stimmt meines Erachtens überhaupt nicht, sonst hätte sich ja Brutus selbst erstechen müssen und nicht Julius Caesar.

Sprichwörter sind eigentlich sinnlos. Es gibt nur ein einziges, das meiner Meinung nach seine Berechtigung hat: Das englische Sprichwort: »Für jeden Trottel findet sich ein noch größerer Trottel, der ihn bewundert.« Es sagt alles und lässt keine Frage offen. Ein Trottel kommt also selten allein, da er einen noch größeren Trottel gefunden hat, der ihn bewundert. Und so marschieren die zwei selbstzufrieden und von sich überzeugt durch das Leben. Das Erstaunliche daran ist, dass sich trotz der enormen und stetig steigenden Anzahl von Trotteln immer noch für jeden einzelnen Trottel ein größerer Trottel findet, der seinerseits wiederum von einem noch größeren Trottel bewundert wird. Was uns zu Einsteins Aussage über das Universum führt: »Zwei Dinge sind unendlich«, sagte er, »das Universum und die menschliche Dummheit. Bei Ersterem bin ich mir nicht ganz sicher.« So ungefähr möchte ich einsteigen in das Buch.

Aha. Ja, ja … Der Mensch ist also nicht die Krone der Schöpfung?

Eher die *Kronen Zeitung* der Schöpfung.

Kennst du Diogenes?

Den Verlag?

Den Philosophen.

Nicht persönlich. Was weiß ich über ihn? Er hat in einem Fass gelebt und … Er ist tot. Wie übrigens die meisten Philosophen.

Das mit dem Fass ist eine Legende. Er muss aber ein alter Grantler, ein Misanthrop erster Güte gewesen sein, führte ein sehr einfaches Leben und hat im Grunde als Obdachloser auf der Straße gelebt. Man sagt, er habe vielen Menschen seine Verachtung gezeigt. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob er dieses Leben ohne Besitz ganz freiwillig lebte, aber er hat angeblich, als Alexander der Große vor ihn trat und sagte: »Sag mir, was du wünscht, und ich werde dir deinen Wunsch erfüllen«, nur geantwortet: »Geh mir aus der Sonne!« Er hat also von den Menschen und ihrem zivilisierten Leben nichts gehalten.

Und doch hatte er einen großen Streit mit Platon. Platon, der seinerseits von Ideen mehr hielt als vom Menschen, hat den Mensch folgendermaßen definiert: »Der Mensch ist weiter nichts als ein federloses Tier auf zwei Beinen.« Platon hat für diese Aussage in der von ihm in Athen gegründeten Philosophenschule große Zustimmung bekommen. Das hat den Menschenverächter Diogenes dermaßen geärgert, dass er am nächsten Tag einen Hahn gerupft und ihn den Schülern Platons vor die Nase gehalten hat mit den Worten: »Das ist Platons Mensch.« Offensichtlich war er der Meinung, dass da doch mehr dahintersteckt.

Auf jeden Fall hat er Platon komödiantisch übertrumpft, und das gefällt mir natürlich sehr. Aber können wir heute wesentlich mehr sagen über uns Menschen? Wir sind Säugetiere, und unsere Ahnen und nächsten Verwandten sind Affen, so viel ist gewiss. Vielleicht sollten wir ganz von

vorne anfangen. Auf der Erde entsteht Leben. Wie das genau passiert ist, wissen wir bis heute nicht. Möglicherweise aus einem Haar in der Ursuppe. Es kommen die Einzeller, dann die Mehrzeller, dann die Wirbellosen, dann die Wirbeltiere, dann die Insekten, dann die Dinosaurier, dann die Vögel, dann die Säugetiere, und plötzlich ist da ein Wesen, das ein so großes Gehirn hat, dass es darüber nachdenken kann, was es ist. Vor zweihunderttausend Jahren taucht der Homo sapiens auf. Und da muss sich doch einer das erste Mal gedacht haben: Sag einmal, was mach ich da eigentlich?

Wahrscheinlich war der Moment in der Nacht.

Ja! Er konnte nicht schlafen, ist aus seiner Höhle oder noch wahrscheinlicher von seinem Schlafplatz auf einem Baum heruntergekrochen, hat sich hingesetzt und gedacht: Was soll das alles. Wozu lebe ich?

Und plötzlich hat ein Igel gefurzt.

Hast du das auch gehört?

Ja. Unglaublich, dass die so laut furzen können.

Diesen Augenblick muss es in unserer Geschichte gegeben haben. Und zwar am Übergang vom Tier zum Menschen, wo wir aus dem träumerischen tierischen Dasein ins menschliche Bewusstsein gewechselt haben. Und dieses erste Wesen, das sich als Mensch gefühlt hat, das also

zwischen sich und den anderen Arten eine Kluft gespürt hat, das sozusagen unseren Ur-Sprung über diese Kluft hinweg gewagt hat, dieses Wesen muss, wenn wir es nicht als Trottel bezeichnen wollen, früher oder später bemerkt haben, wie mühselig und sinnlos seine Existenz ist, und sich gefragt haben: Was soll das alles? Was machen wir da? Jeden Tag derselbe Trott. Wir stehen auf, sammeln Beeren, dann versuchen wir ein Schwein zu fangen, dann essen wir es, dann gehen wir schlafen, dann stehen wir wieder auf, und die einzige Erleichterung unseres Daseins verspüren wir, wenn wir das mühsam besorgte Essen im Gras hockend hinten, nachdem es eine wundersame Verwandlung erlebt hat, wieder loswerden. Und selbst das geht nicht immer ohne Plage. Wenn dieses Wesen, das jetzt plötzlich wert auf den Titel Mensch legte, das einzige Mitglied seiner Sippe war, das sich diese Fragen gestellt hat, dann hat es sich auch noch gedacht: Warum bin ich nur von Trotteln umgeben?

Hat er denn gar keinen Trost gehabt, der neue Mensch?

Wie denn? Er hat ja noch nichts gewusst. Es gab ja noch gar nichts. Keine Musik, keine Religion, keine Literatur. Die Menschen waren ganz allein mit ihrer Sippe. Zu anderen Sippen gab es vermutlich kaum Kontakt, und wenn, dann haben sie einander nicht verstanden. Sie haben sich in erster Linie gefürchtet. Vor allem vor dem Wetter, das jederzeit mit einem Gewitter überraschen konnte, vor den Löwen, von denen sie gejagt und getötet werden konnten, vor den Fremden der anderen Sippe, die sie nicht verstehen konnten. Und sie waren traurig. Sie haben die Menschen, die sie liebten, die ihnen Geborgenheit gaben, die nach ihrer Sippe rochen, einen nach dem anderen

verloren. Eines Tages lagen sie tot da, und sie wussten nicht, warum.

Darum haben sie eines Tages die Götter erfunden.

Ja, weil ihr Gehirn bereits groß genug war, um sich vorzustellen, dass es jemanden geben muss, der raschelt.

Hä?

Alle anderen Lebewesen laufen davon, wenn sie es im Gebüsch rascheln hören. Sie wittern Gefahr und erstarren oder flüchten oder greifen an, je nach Größe und angeborenem Instinkt. Wir Menschen aber haben ein Gehirn entwickelt, das sich vorstellen kann, dass da jemand raschelt. Wir Menschen waren die Ersten auf diesem Planeten, die sich beim Rascheln im Gebüsch gedacht haben: Moment! Wer raschelt denn da? Seid’s ihr deppert? Es ist vier in der Früh!

Und darum gibt es die Religion?

Wir suchen den großen Raschler! Wir sind seit damals, seit zweihunderttausend Jahren, auf der Suche nach dem Verursacher. Und irgendwann haben wir ihn nicht nur für das Rascheln und den Regen und den Sonnenschein verantwortlich gemacht, sondern auch dafür, dass unsere Kinder sterben, dass wir krank werden und so weiter. Und wir haben uns Sachen ausgedacht, um ihn für uns einzunehmen, ihn zu besänftigen, das Unheil von uns

abzuwenden. Opfer, Gebete und strenge, wie wir meinen, gottgefällige Regeln.

Und wie passt da jetzt der Trottel dazu?

Ganz einfach: eine Mutation. Irgendwann hat die Evolution den ersten Trottel hervorgebracht. Wo und wann genau, lässt sich schwer sagen, aber es muss recht bald gewesen sein.

Und der Trottel stellt sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit seiner Existenz gar nicht.

Doch.

Aber was unterscheidet ihn dann von den anderen?

Dass er glaubt, die Antwort zu wissen. Der Trottel ist immer im Besitz der Wahrheit. Diese hält er für einzig, ultimativ und nackt – auch wenn sie ihm zuliebe oft Lederhosen trägt. Und noch etwas zeichnet den Trottel aus: Er findet das Leben schrecklich und unerträglich, beschwert sich aber darüber, dass es einmal zu Ende sein wird.

Beschreibt das nicht auch uns beide?

Ich habe nie gesagt, dass wir zwei keine Trottel sind.

Das heißt, dein Buch hat etwas Autobiografisches.

Ein Rascheln in der Hecke. Wir hielten kurz inne, lauschten andächtig dem Raschler und fuhren flüsternd fort.

Der Igel.

Wahrscheinlich.

Wir fürchten uns nicht und laufen nicht davon.

Ein wenig fürchte ich mich schon …

Wovor?

Dass er wieder furzt.

Mein Nachbar, inzwischen mein nächtlicher Freund, lief rot an. Das spielte aber keine Rolle, denn ich konnte es in der Dunkelheit nicht erkennen.

Das ist ja erstaunlich, wie stark Igel furzen können.

Wir unterschätzen die Tierwelt immer wieder.

Jaja.

Der Hase und der Igel, das ist doch so eine Fabel …

Kenn ich. Also … den Titel. Ich weiß nicht genau, worum es da geht.

Ich auch nicht. Ich kenne nur ein Gedicht über den Igel.

Ah. Sehr schön.

Der Löwe saß auf seinem Thron von Knochen
Und sann auf Sklaverei und Tod.
Ein Igel kam ihm in den Weg gekrochen;
»*Ha! Wurm!*«, *so brüllte der Despot,*
Und hielt ihn zwischen seinen Klauen,
»*Mit einem Schluck verschling ich dich!*«
Der Igel sprach: »*Verschlingen kannst du mich,*
Allein du kannst mich nicht verdauen.«

In Gedichten bin ich sehr schlecht. Aber ich stell mir gerade eine Igelgeburt vor. – Ich kann keine Gedichte auswendig.

Schillers *Glocke*?

Nein. Um Gottes willen. Höchstens so Scherzgedichte:

Zwei Knaben steigen auf den Gletscher,
der eine matsch, der andere mätscher,
da sprach der Mätschere zum Matschen:
»*Jetzt miaß ma wieda owehatschen!*«

Sehr schön.

Zwei Knaben saßen auf einer Bank,
der eine roch, der andere stank.
Da sprach der, der roch, zu dem, der stank:
»*I setz mi jetzt auf a andre Bank.*«

Keineswegs von mir als Anspielung auf den Furz des Igels gedacht, stellte sich gleichwohl diese Wirkung ein. Eine etwas seltsame Pause, gerade lange genug, dass sich jeder seinen Teil denken konnte, aber nicht lange genug, um eine weitere Unterhaltung ins Stocken zu bringen. Wir saßen also mitten in der Nacht auf einer Terrasse am Neusiedler See, trugen einander Gedichte vor, und es war uns nicht peinlich. So fasste ich Mut, noch mehr über mein neues Buch zu plaudern. Die Stimmung war lockerer geworden. Namentlich meine Theorie über die Evolution des Menschen lag mir am Herzen, und so kam ich wieder auf den Homo sapiens zurück. Ich hatte keine korrekten Jahreszahlen parat, deshalb holte ich mein iPhone, um im Bedarfsfall googeln zu können.

Wir sind also aus den Affen hervorgegangen. Wir Menschen. Präziser: Wir sind Affen. Wir gehören zu den Affenartigen. Für manche ein Schock, für viele aber nur das Offensichtliche.

Klarer Fall, das erkennt man schon daran, dass wir uns gelegentlich gehörig affenartig benehmen.

Es ist nicht so, dass unsere Vorfahren einmal Affen *waren*. Im biologischen Sinn *sind* wir immer noch Affen. Wenn man das menschliche Genom mit dem der Affen vergleicht, so ergibt sich folgende Analyse: Der Schimpanse ist mit uns näher verwandt als mit dem Orang-Utan. Der genetische Abstand zwischen Schimpanse und Mensch ist kleiner als der genetische Abstand zwischen Schimpanse und Orang-Utan. Und amerikanische Forscher haben jetzt auch noch herausgefunden: Der genetische Abstand zwischen Orang-Utan und Donald Trump ist null.

Ich erntete Gelächter und war zufrieden.

Was ich natürlich nicht in mein Buch schreiben werde, denn diese Aussage ist eindeutig Orang-Utan-feindlich.

Ist es eigentlich sehr schwer für einen Komiker, ernst zu bleiben?

Schwer nicht, aber sinnlos. Also, weiter. Irgendwann im Laufe der Entwicklung gab es einen Affen, der war der Vorfahre von uns *und* von den Schimpansen. Unsere gemeinsame Ur$^{\text{hoch zehn}}$ Großmutter. Von da an sind wir allerdings getrennte Wege gegangen, wir und die Schimpansen. Wir in Richtung Zivilisation und Atombombe, die Schimpansen in Richtung Affenkäfig.

Und die große Frage ist nun: Wann ist der erste Trottel auf dieser Erde erschienen? Wer war der erste Depp und wann? Das ist sehr schwer zu beantworten. Die Wissenschaft ist sich hier nicht einig.

Ein interessantes Phänomen allerdings könnte uns auf die Spur bringen. Alle Menschen, die heute leben, stammen von einer Population von zweihunderttausend Individuen ab. Das ergab der weltweite Vergleich unseres Genoms. Wenn dem so ist, dann muss es auch einen kulturellen Beweis dafür geben, nicht nur einen biologischen. Nun, jetzt kann man sagen, wir alle bauen Häuser, haben eine Sprache, verhalten uns im Grunde sehr ähnlich, wenn nicht überhaupt komplett gleich, nur eben auf unterschiedlichen kulturellen Oberflächen. Das heißt, es muss auch in unseren verschiedenen Sprachen mindestens ein Element geben, das universell ist. Einen Satz, den alle Menschen auf der ganzen Welt verstehen, ohne ihn übersetzen zu müssen. Denn wenn diese zweihunderttausend Individuen in irgendeiner Form miteinander kommuniziert haben, und das müssen sie, sonst hätten sie nicht überlebt, dann muss etwas aus dieser Zeit übrig geblieben sein. Ein Wort, eine Phrase, ein Satz, der uns alle miteinander verbindet und beweist, dass wir Brüder und Schwestern sind. Und ich habe – nach langem Forschen – diesen Satz gefunden. Ein Satz, der ohne Übersetzung in China, England, Afghanistan, Schweden oder sonst wo auf der Welt verständlich ist. Und dieser Satz lautet: »Wie bitte?« Allerdings nicht in dieser komplexen Form, sondern in seiner ursprünglichen Erscheinung: »Hä??«

Hä??

Genau.